



# Oldenbourg

---

Was heißt 'Erfindung der Nation'? Nationalgeschichte als Artefakt: Oder  
Geschichtsdeutung als Machtkampf

Author(s): Dieter Langewiesche

Source: *Historische Zeitschrift*, Dec., 2003, Bd. 277, H. 3 (Dec., 2003), pp. 593-617

Published by: Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH (and its subsidiary Akademie  
Verlag GmbH)

Stable URL: <https://www.jstor.org/stable/27635528>

---

JSTOR is a not-for-profit service that helps scholars, researchers, and students discover, use, and build upon a wide range of content in a trusted digital archive. We use information technology and tools to increase productivity and facilitate new forms of scholarship. For more information about JSTOR, please contact [support@jstor.org](mailto:support@jstor.org).

Your use of the JSTOR archive indicates your acceptance of the Terms & Conditions of Use, available at <https://about.jstor.org/terms>



JSTOR

Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH (and its subsidiary Akademie Verlag GmbH) is  
collaborating with JSTOR to digitize, preserve and extend access to *Historische Zeitschrift*

**Was heißt ‚Erfindung der Nation‘?**  
**Nationalgeschichte als Artefakt – oder Geschichtsdeutung  
als Machtkampf\***

Von  
**Dieter Langewiesche**

**I.**

Seit Benedict Anderson seine Reflexionen über die Entstehung und Verbreitung von Nationalismus „Imagined Communities“ genannt hat, ist die Rede von der „Erfindung der Nation“ allgegenwärtig. So lautet die mißratene Übersetzung des Titels in der deutschen Ausgabe des Buches.<sup>1</sup> Dieser Titel hat eine steile internationale Karriere erlebt. Er bietet ein Stichwort, auf das offensichtlich die Wissenschaft wie auch die Öffentlichkeit gewartet haben. Beide nahmen es sofort begierig auf und prägen es seitdem massenhaft in kleiner Münze.

‚Erfindung der Nation‘ und ‚Nationalgeschichte als Artefakt‘ bezeichnen zwei Seiten eines Deutungsmusters, das zu einem theoretischen Umfeld gehört, welches zur Zeit vor allem von postmodernistischen und poststrukturalistischen Ansätzen bestimmt wird. Geschichte dekonstruieren, nicht rekonstruieren lautet das Credo der *Pomo* – so das familiäre Kürzel für Postmodernisten und Poststrukturalisten in den USA. Dort haben die Auseinandersetzungen eine militante Schärfe erreicht, die nach organisatorischer Trennung der Kontrahenten verlangte. 1998 haben schließlich die Gegner einer postmodernistischen Geschichtsschreibung die „Historical Society“ als Abwehrbastion gegründet, von der aus sie den Dekonstruktivisten unter dem Banner „re-

\* Der Text geht auf Vorträge an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien und in einer Ringvorlesung des Instituts für Donauschwäbische Geschichte an der Universität Tübingen zurück.

<sup>1</sup> *Benedict Anderson*, Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism. London 1983 (dt.: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Frankfurt am Main/New York 1988 u.ö.).

constructing history“ entgegentreten.<sup>2</sup> Auch in diesem Streit geht es nicht nur um die Art, wie Geschichte gesehen und bewertet werden soll. Darum geht es auch, denn die Gegner einer radikalen Dekonstruktion befürchten einen Verlust wissenschaftlicher Standards, wenn jede Gruppe ihre eigene individuelle Sicht der Vergangenheit entwerfen und als gleichberechtigte Geschichtsdeutung über Schulen und Universitäten verbreiten kann. Die innerwissenschaftliche Theoriekontroverse konnte jedoch nur deshalb so unerbittlich werden, weil sie sich zum Kampf um Deutungsmacht in der Gesellschaft auswuchs. Der öffentlich ausgetragene Streit um die ‚richtige‘ Art, Geschichte zu verstehen, wurde dramatisiert zum „cultural shouting match to define a normative American way of life“.<sup>3</sup> Die „Historical Society“ sprach 1998 in ihrer ersten Programmschrift, eine Art Gründungsmanifest, von der Gefahr einer „Balkanisierung des intellektuellen Lebens“<sup>4</sup> – ein am Ende des Ersten Weltkrieges entstandenes Schlagwort, dessen Geschichte Maria Todorova jüngst nachgegangen ist<sup>5</sup> –, und Eugene D. Genovese, einer der Prominentesten unter denen, die gegen die Dekonstruktivisten auf die Barrikade gingen, fühlte sich durch den „extremism of ‚political correctness‘“, mit dem die „elitist – dead, white, man – history“ geächtet und durch eine Opfergeschichte ersetzt werde, sogar an die Zeit McCarthys erinnert.<sup>6</sup>

Solche Bedrohungsdramaturgien sind in den gegenwärtigen europäischen Geschichtsdebatten nicht zu finden. Doch auch in ihnen wird scharf Front gemacht gegen eine ältere Geschichtsschreibung, die verkannt habe, daß unsere Rückblicke in die Vergangenheit immer per-

<sup>2</sup> Vgl. das Vorwort der Programmschrift, mit der die „Historical Society“ an die Öffentlichkeit getreten ist: *Elizabeth Fox-Genovese/Elisabeth Lasch-Quinn* (Eds.), *Reconstructing History. The Emergence of a New Historical Society*. New York 1999.

<sup>3</sup> *Leo P. Ribuffo*, *Confessions of an Accidental (or perhaps Overdetermined) Historian*, in: ebd. 143–163, 162.

<sup>4</sup> *Elisabeth Lasch-Quinn*, *Democracy in the Ivory Tower? Toward the Restoration of an Intellectual Community*, in: ebd. 23–34, 33.

<sup>5</sup> *Maria Todorova*, *Die Erfindung des Balkans*. Darmstadt 1999 (engl.: *Imagining the Balkans*. New York 1997). Eine fundierte Relativierung ihres Ansatzes, der Sais berühmte Orientalismusdeutung (*Edward W. Said*, *Orientalism*. New York 1979 u.ö.) auf den Balkan überträgt, bietet *Holm Sundhaussen*, *Europa balcanica. Der Balkan als historischer Raum Europas*, in: GG 25, 1999, 626–653.

<sup>6</sup> *Eugene D. Genovese*, *A New Departure*, in: Fox-Genovese/Lasch-Quinn (Eds.), *Reconstructing History* (wie Anm. 2), 7 f.

spektivisch gebunden sind und deshalb immer nur bestimmte Schneisen in die Vergangenheit schlagen können – abhängig von dem jeweiligen Standort des Betrachters, von seinem individuellen „Sehepunkte“, um dieses schöne und erhellende Wort des Johann Martin Chladenius aufzunehmen.<sup>7</sup> Es stammt aus dem Jahre 1752 – ein erstes Indiz, daß nicht alles brandneu ist, was gegenwärtig von denen vorgebracht wird, die Geschichte in eine Vielzahl von Geschichten auflösen wollen. Neu ist allerdings die Theorie-Radikalität, mit der die Möglichkeit verneint wird, die unterschiedlichen Geschichten doch wieder zu einer Gesamtgeschichte zusammenzuführen. Um diese postmodernistische Radikalität in ein Bild zu fassen: Geschichte wird als eine Art Kaleidoskop gesehen, das bei jeder Drehung ein verändertes Bild zeigt, nie jedoch mehrere Bilder gleichzeitig, und erst recht nie ein Gesamtbild.<sup>8</sup>

In diese Debatte muß die Deutungsformel ‚Erfindung der Nation‘ eingeordnet werden, um erkennen zu können, welche Brisanz für das Geschäft des Historikers in dem Programm steckt, Nationalgeschichte als Artefakt zu entmystifizieren. Es geht darum zu erhellen, was es für das Fach Geschichte bedeutet, wenn diese radikale Vorstellung davon, was Geschichte ist und wie sie wahrgenommen wird, bezogen wird auf die früheren und gegenwärtigen Nationalhistoriographien, aber auch auf die anschwellende Zahl der Werke, die damit beschäftigt sind, dem entstehenden ‚Haus Europa‘ ein gemeinsames geschichtliches Fundament zu stiften.<sup>9</sup>

<sup>7</sup> Johann Martin Chladenius, *Allgemeine Geschichtswissenschaft* (1752). Ndr. Wien 1985, Kap. V. Zu Chladenius' grundlegenden Einsichten s. vor allem Reinhard Koselleck, Standortbindung und Zeitlichkeit. Ein Beitrag zur historiographischen Erschließung der geschichtlichen Welt, in: ders., *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt am Main 1979, 176–207.

<sup>8</sup> Das ist näher ausgeführt in: Dieter Langewiesche, *Geschichtswissenschaft in der Postmoderne? – ein Postskriptum*, in: ders., *Liberalismus und Sozialismus – Ausgewählte Beiträge*. Hrsg. v. Friedrich Lenger. (Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 61.) Bonn 2003, 28–38.

<sup>9</sup> Um diese allgemeine Bemerkung anschaulicher zu machen, genügt es, zwei Werke zu nennen, die jeweils eine andere Art von historiographischer Konstruktionsarbeit leisten: Winklers Geschichte der deutschen Nation als ein hindernisreicher, von Katastrophen begleiteter Weg in die ‚westliche Normalität‘, mit der die drei deutschen Sonderwege, die er konstatiert, im „demokratischen, postklassischen Nationalstaat“ enden (Heinrich August Winkler, *Der lange Weg nach Westen*. 2 Bde. München 2000, Bd. 2, 655), und Schulzes Europageschichte (Hagen Schulze, *Phoenix Europa. Die Moderne. Von 1740 bis heute*. Berlin 1998), die mit dem Appell an die Europäer schließt, sich als europäische *Citoyens* zu begreifen.

In Teilen der Literaturwissenschaft wird dieses Entmystifizierungswerk weitaus radikaler betrieben als in der Geschichtswissenschaft. Dabei wird jeder Versuch aufgegeben, Geschichtsbilder zu entwerfen, die auch das Gegenläufige und die Widersprüche einbeziehen und so arrangieren, daß ein als Einheit wahrzunehmendes Gesamtbild entsteht. Geschichte läßt sich in dieser Sicht in der Tat nur noch als „Geschichten von Geschichte“ erzählen, als – so zu lesen in einem Band, der repräsentative Texte zusammenstellt – „Knotenpunkt einer Vielzahl von Diskursen in einer hybriden, polykontexturalen Welt“, die nicht mehr von außen im Blick des Wissenschaftlers als Einheit zu erkennen sei, sondern von der nur noch eine „Vielzahl alternativer Selbstbeschreibungen“ angefertigt werden könne.<sup>10</sup> Sie runden sich nicht zur „Einheit des Differenten“<sup>11</sup> und wollen das auch nicht. Sie bieten vielmehr ein „Identitätschaos“<sup>12</sup>, wie es Homi K. Bhabha genannt hat, dessen Werk „The Location of Culture“ zu den international einflußreichsten Studien dieser Richtung innerhalb der Literaturwissenschaft gehört. Nation nennt er eine „narrative Strategie“, einen performativen Akt, den er bis in die Schreibweise sichtbar machen will: „DissemiNation“.<sup>13</sup> Was Bhabha wähnt, nur von den Rändern und Minderheiten her – den Frauen und den Kolonialiserten – erkennen zu können, gehört jedoch längst zu den Gemeinplätzen der historischen Nationsforschung: „Na-

Sein Europabild will historisch zeigen, daß Rußland nie gänzlich dazugehört hat; andere Europabilder wollen lehren, warum die Türkei nicht in die EU aufgenommen werden soll. Doch immer geht es um historiographische Konstruktionen, die Orientierung für die Gegenwart bieten wollen.

<sup>10</sup> *Elisabeth Bronfen/Benjamin Marius*, *Hybride Kulturen*. Einleitung zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte, in: dies./Therese Steffen (Hrsg.), *Hybride Kulturen*. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte. Tübingen 1997, 19, 22f. Dieser Band bietet eine Auswahl von Schriften, die für die Postmoderne- und Postkolonialismusdebatte – beides ist eng miteinander verbunden – wichtig geworden sind.

<sup>11</sup> Ebd. 29.

<sup>12</sup> *Homi K. Bhabha*, *Die Frage der Identität*, in: Bronfen/Marius/Steffen (Hrsg.), *Hybride Kulturen* (wie Anm. 10), 123–148.

<sup>13</sup> *Homi K. Bhabha*, *DissemiNation: Time, Narrative and the Margins of the Modern Nation*, in: ders., *The Location of Culture*. London/New York 1994, 139–170; die deutschen Zitate nach der Übersetzung dieses Essays in: Bronfen/Marius/Steffen (Hrsg.), *Hybride Kulturen* (wie Anm. 39), 149–194. Bhabhas Buch erlebte seit der Erstveröffentlichung 1994 bis 2002 jedes Jahr, abgesehen von 1999, eine neue Auflage.

tion‘ – eine Schöpfung von Menschen, die auf kulturelle Homogenisierung angelegt ist.<sup>14</sup>

Was ist gemeint, wenn die Nation eine kulturelle Erfindung, „imagined community“, vorgestellte Gemeinschaft, gesellschaftliche Konstruktion genannt wird, wenn Nationalgeschichte als narrative Strategie, als performativer Akt, als Artefakt bezeichnet wird? Es ist vor allem anderen ein Widerspruch gegen jeden Versuch, die Nation als etwas überzeitlich Gültiges auszugeben, in grauer Vorzeit entstanden als die dem Menschen vermeintlich wesensgemäße Form des Zusammenlebens und deshalb auch in Zukunft verbindliches Orientierungsmaß. Jeder ist Glied einer Nation, und jede Nation soll einen Staat bilden, den Nationalstaat. Dieser Vorstellung – in den europäischen Nationen unterschiedlich weit zurückreichend, doch überall im 19. Jahrhundert zur stärksten politischen Gestaltungskraft überhaupt geworden und bis heute wirkungsmächtig – widerspricht die Rede von der Nation als einer imaginierten Gemeinschaft, erdacht von Menschen, die mit dieser ‚Erfindung‘ Geschichte deuten und zugleich Forderungen an Gegenwart und Zukunft stellen.

Nation als vorgestellte Gemeinschaft, Nationalgeschichte als Artefakt bedeutet im Kern: Die Nation ist nichts Ewiges. Sie ist geworden, und sie kann vergehen, denn sie ist ein Geschöpf von Menschen, eine Ordnungsvorstellung, die auf bestimmte geschichtliche Herausforderungen Antworten bietet, die mehr und mehr Menschen überzeugt haben und deshalb in Normen gegossen wurden – zur Gewohnheit gewordene gesellschaftliche Verhaltensnormen und staatlich verfügte Normen, Verfassungsparagraphen, Gesetze oder Anforderungen anderer Art, die Staat und Gesellschaft an den einzelnen richtet, etwa in der Schule, im Militärdienst oder hinsichtlich der Sprache, um nur einiges zu nennen.

Die Nation und der Nationalstaat sind keine Ewigkeitswerte, sondern

<sup>14</sup> In weiter Perspektive Jürgen Osterhammel, Der europäische Nationalstaat des 20. Jahrhunderts. Eine globalhistorische Annäherung, in: ders., Geschichtswissenschaft jenseits des Nationalstaates. Studien zu Beziehungsgeschichte und Zivilisationsvergleich. Göttingen 2001, 322–341. Einführungen in die unübersehbar gewordene Nationsforschung bei: Hans-Ulrich Wehler, Nationalismus. München 2002; Dieter Langewiesche, ‚Nation‘, ‚Nationalismus‘, ‚Nationalstaat‘ in der europäischen Geschichte seit dem Mittelalter – Versuch einer Bilanz, in: ders., Nation, Nationalismus, Nationalstaat in Deutschland und Europa. München 2000, 14–34.

als „kulturelle Produkte“, wie Anderson sagt<sup>15</sup>, von Menschen gestaltet und mithin vergänglich. Das ist die schlichte Botschaft dieser Formel, die eine Weltkarriere gemacht hat: die Nation – ein historisches Phänomen, mit einem Anfang und möglicherweise auch einem Ende, das wir allerdings noch nicht kennen.

Als theoretische Einsicht bietet diese Formel nur Selbstverständliches, ohne Neuigkeitswert für jeden, der sich mit Geschichte beschäftigt, geradezu langweilig altbacken, wenngleich viele sie wie eine Modernitätsplakette tragen, als Nachweis, auf dem laufenden zu sein. Unsere Altvordenen wußten das aber schon seit langem und haben sich kluge Gedanken darüber gemacht. Man muß also keine der neuesten Theorien bemühen. Ihre gegenwärtige Hochkonjunktur auf dem Wissenschaftsmarkt und in der Öffentlichkeit gründet vor allem im Vergessen früherer Einsichten.<sup>16</sup>

Die Nation, eine Erfindung des Menschen, oder anders gesagt: eine gesellschaftliche Konstruktion – diese Formel kann, obwohl altvertraut, gleichwohl auch heute noch, und heute wieder, provokativ und damit erkenntnisfördernd wirken. Warum? Weil seit dem 19. Jahrhundert die Geschichte von Völkern und Staaten auf die Nation und den Nationalstaat zwangsläufig zuzulaufen schien und deshalb die im Nationalstaat vereinte Nation von vielen, damals und auch heute noch, als Geschichtsverheißung begriffen wird, als ein Ziel, das in der Vergangenheit vorgezeichnet und jedem Volk und jedem Staat aufgetragen sei. Nation werden und sich als Gehäuse des Zusammenlebens einen Nationalstaat schaffen: Diese in die Geschichte projizierte Vision wurde im 19. Jahrhundert als Leitbild gesellschaftlichen und politischen Handelns zum machtpolitischen Imperativ und zum Überlebensgebot für Staaten, die fortbestehen, und für Völker, die sich eine staatlich selbständige Existenz schaffen oder bewahren wollten.

Nur Staaten überlebten oder entstanden seit dem frühen 19. Jahrhundert, die als Nationalstaaten Anerkennung fanden, sei es bei der eigenen Bevölkerung, bei den Nachbarn oder in der internationalen Staat-

<sup>15</sup> Anderson, *Erfindung der Nation* (wie Anm. 1), 14.

<sup>16</sup> Ein Musterbeispiel präziser soziologischer Analyse auf einem kompetent erfaßten breiten historischen Fundament bietet *Emerich Francis*, *Ethnos und Demos*. Soziologische Beiträge zur Volkstheorie. Berlin 1965. Francis wird in der heutigen Nationsforschung nur selten zitiert, wie auch die vorzüglichen Werke von *Eugen Lemberg*, *Nationalismus*. 2 Bde. Reinbek 1964, und *Heinz O. Ziegler*, *Die moderne Nation*. Tübingen 1931.

tenordnung. Die wenigen Ausnahmen bestätigen die Regel. Sie wurden im historischen Prozeß der Umgestaltung Europas zu einem Europa der Nationalstaaten gewissermaßen übersehen, wie Liechtenstein und Monaco, oder konnten dank der Rivalität der Großen überleben. So im Falle Luxemburgs, das der französische Kaiser Napoleon III. 1866 als Preis für seine Duldung des deutschen Wegs zum Nationalstaat gerne dem Territorium der französischen Nation einverleibt hätte. Das hätte durchaus in der Logik des damaligen nationalen Denkens gelegen. Denn das 19. Jahrhundert wollte den Kleinen eigentlich nicht das Recht zugestehen, sich als Nation zu erfinden, um so dem eigenen Staat als Nationalstaat einen Überlebensanspruch zu verschaffen oder einen bestehenden supranationalen Staat in seine nationalen Teile zu zerlegen. Nation und Nationalstaat setzten im Denken des 19. Jahrhunderts eine gewisse Größe voraus. Darin stimmten die Repräsentanten ganz unterschiedlicher politischer und weltanschaulicher Richtungen überein. Der demokratische Nationalist Guiseppe Mazzini sah das als einer der Wortführer der italienischen Nationalbewegung ebenso wie der liberal-konservative deutsche Historiker Wilhelm Giesebrecht – „die Gedanken Gottes verkörpern sich gleichsam“ im „Leben großer Nationen“<sup>17</sup>, schrieb er 1859 – oder wie die marxistischen Gründerväter Karl Marx und Friedrich Engels. Sogar Ernest Renan, der gern zitierte Theoretiker der sich selbst bestimmenden Staatsbürgernation, fügt sich in dieses Bild. Die erwähnte „Abtretung Luxemburgs an Frankreich“, die der französische Kaiser vergeblich erhofft hatte, bagatellierte er als eine „unbedeutende Concession“, die „Frankreich nicht größer, Deutschland nicht kleiner gemacht hätte“.<sup>18</sup>

Auch heute lebt die Vorstellung vom berechtigten Ausschluß der Kleinen aus dem nationalen Selbstbestimmungsrecht noch. Als Beispiel sei der britische Historiker Eric J. Hobsbawm genannt, dessen in viele Sprachen übersetzten wichtigen Bücher einer breiten Öffentlichkeit Geschichtswissen vermitteln. In seinem Werk zur Geschichte der Nationen und Nationalstaaten in der modernen Welt, eine der kundigsten Studien zu diesem Thema, bietet er eine Art historischer Rezeptur zur Behandlung der heutigen Probleme auf dem Balkan und anderswo. Für ihn ist Nation nicht ausschließlich eine Erfindung im Sinne einer

<sup>17</sup> Wilhelm Giesebrecht, Die Entwicklung der modernen deutschen Geschichtswissenschaft, in: HZ 1, 1859, 1–17, 8 (Zitat umgestellt).

<sup>18</sup> Renan an David F. Strauss, 13. 9. 1870, in: Ernest Renan, Was ist eine Nation? Und andere politische Schriften. Wien/Bozen 1995, 99.



gesellschaftlichen Selbstkonstruktion. Nation ist, was sich als Nation versteht: so läßt sich die Radikaldefinition von Nation als Selbstschöpfung, als Erfindung ihrer selbst, als Artefakt scharf pointiert umschreiben. So weit geht Hobsbawm nicht. Er sieht die Möglichkeit und die Legitimität, sich als Nation zu imaginieren, an einige Kriterien gebunden, die er für objektiv vorgegeben hält. Zu ihnen gehöre eine ausreichende Größe. Was das bedeuten soll, sagt er nicht genau, ebensowenig wie sein historischer Kronzeuge Mazzini, auf den er sich beruft. Doch er gibt Verständnishilfen. Sich als Nation zu behaupten, setze die „erwiesene Fähigkeit zur Eroberung“<sup>19</sup> voraus. Das schließt die Kleinen aus. Sie erobern nicht, sondern werden erobert, es sei denn man über-  
sieht sie.

Hobsbawm will im „Schwellenprinzip“<sup>20</sup> – das Recht, sich als Nation zu erfinden, stehe nur dem zu, der groß und stark genug ist, sich als Nationalstaat machtpolitisch zu behaupten – eine rationale Norm gegen eine unerwünschte „Balkanisierung“ der Welt sehen. Um diese Geschichtsdeutung provokativ zuzuspitzen: Die Staatengemeinschaft der Mächtigen bildet eine Art internationales Patentamt, bei dem diejenigen, die sich als Nation erfinden und einen Nationalstaat gründen wollen, ihre Zulassung beantragen müssen. Als Berechtigungsnachweis dient nicht der Wille des Antragstellers, künftig als Nation in einem eigenen Staat zu leben, sondern die erwiesene Fähigkeit, sich gegen Konkurrenten durchzusetzen – mit Gewalt, meistens durch Krieg. Damit beschreibt Eric Hobsbawm in der Tat das historische Szenario seit den Anfängen bis heute. Was er als Historiker auffindet, versteht er als angemessen auch für die eigene Gegenwart. Er beschreibt hier Geschichte als ein Notariat, das beglaubigt, was Erfolg hatte. Historischer Erfolg gilt als Rationalitätsnachweis. Das „Schwellenprinzip“, das Hobsbawm der Geschichte und dem politischen Willen des 19. Jahrhunderts entnimmt, stellt er einem Prinzip der nationalen Selbstbestimmung entgegen, das seit der Neuordnung Europas nach dem Ersten Weltkrieg auch den kleinen und mindermächtigen Völkern, wenn sie sich als Nation definieren, den Anspruch auf einen eigenen Staat zubilligt. Vollständig wurde dieses Prinzip nationaler Selbstbestimmung allerdings nie anerkannt und umgesetzt, wie nicht zuletzt die bis in die unmittelbare Ge-

<sup>19</sup> Eric J. Hobsbawm, *Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1789*. Frankfurt am Main 1991 (engl. 1990), 19, 50f.

<sup>20</sup> Ebd. 44 u. ö.

genwart blutig umkämpften Staatsbildungsversuche auf dem Balkan erkennen lassen.<sup>21</sup>

Nation als gesellschaftliche Konstruktion zu verstehen, hat also nichts mit friedfertiger Ideenkonkurrenz zu tun, wie die Erfindungsformel suggerieren könnte. Das ist *ein* gewichtiger Grund, warum man sie mit Vorsicht benutzen sollte. Eingenistet in die Umgangssprache, kann sie dazu verführen, den Prozeß der Nationsbildung zu verharmlosen als etwas, das sich Menschen ausdenken, in die Welt setzen und sich ebenso leicht wieder davon lösen können. Doch so war das nie. Wie es war, soll am besonders komplizierten deutschen Fall skizziert werden (III.). Zuvor aber (II.) werden mit Ernest Renan und Elias Canetti zwei Intellektuelle, die in der Hoch-Zeit europäischer Nationalstaatsgründungen intensiv über das Phänomen Nation nachgedacht haben, befragt, warum sie die Nation als kollektive Konstruktion im historischen Zwangsgehäuse verstehen.

## II.

Elias Canetti, 1905 als sephardischer Jude geboren, wuchs in einer wohlhabenden Familie auf, zunächst im Vielvölkergemisch einer kleinen bulgarischen Stadt, dann 1911 bis 1913 in Manchester, danach in Wien, Zürich und Frankfurt am Main. Dieser Europäer, der seine Werke in deutscher Sprache schrieb, hatte als Neunjähriger in Baden bei Wien erstmals erlebt, was es heißt, eine nationale Masse zum Feind zu haben. Er hörte, so berichtete er später, mit seiner Mutter die Kurkapelle, als die Mitteilung eintraf, der Krieg habe begonnen. Die Kapelle spielte sofort die österreichische Kaiserhymne, danach die deutsche Hymne ‚Heil dir im Siegerkranz‘, alle standen auf und sangen mit, nur er und seine beiden kleineren Brüder, die es ihm als dem Älteren nachmachten, stimmten noch ganz von ihrer Zeit in Manchester geprägt die englische Nationalhymne an. Sofort verwandelten sich die umstehenden Menschen in eine Masse mit haßerfüllten Gesichtern und prügeln den Armen. Daß den drei Buben nicht mehr geschah, verdankten sie wohl ihrer Mutter, die auf wienerisch schrie – offensichtlich ein nationalkulturelles Erkennungssignal, das beruhigte. Dieses „erste Erlebnis

<sup>21</sup> Eindringliche Beobachtungen aus Kroatien und Serbien, Deutschland, Ukraine, Quebec, Kurdistan und Nordirland bietet *Michael Ignatieff*, Reisen in den neuen Nationalismus. Frankfurt am Main 1996 (engl.: *Blood and Belonging. Journeys into the New Nationalism*. London 1993).

einer feindlichen Masse“, schreibt Canetti in der Geschichte seiner Jugend, sei ihm unauslöschlich geblieben.<sup>22</sup> Fast ein halbes Jahrhundert nach dieser Erfahrung, 1960, hat er sein Nachdenken über die Massen des 20. Jahrhunderts der Öffentlichkeit übergeben: „Masse und Macht“ lautet der Titel eines der geistigen Hauptwerke aus dem Jahrhundert der Massenbewegungen, deren Nationalismus zwei Weltkriege heraufbeschwor.

Ein Kapitel dieses Werkes handelt über die symbolische Konstruktion der Nation. Es verarbeitet Erfahrungen, die Ernest Renan noch nicht zur Verfügung standen. Doch auch er, der international angesehene Religionswissenschaftler, schrieb seine berühmte Rede „Was ist eine Nation?“, die er 1882 in Paris an der Sorbonne gehalten hat, mit dem Wissen um die Gefahren, die von diesem machtvollen Leitbild ausgingen, dessen Wert, ja Notwendigkeit er gleichwohl nicht bezweifelte. Beider Überlegungen über die Nation, Canettis und Renans, soll nun in Erinnerung gerufen werden. Was heißt für sie Nation?

Beide, um das vorweg zu nehmen, rücken das Konstruierte, das Imaginierte an der Nation ins Zentrum. Aber was konstruiert, imaginiert, erdacht, erfunden wird, sehen sie an Voraussetzungen gebunden, die denen, die sich der Nation zurechnen, nicht frei zur Disposition stehen. Die Erfindung der Nation muß auf Konstruktionselemente zugreifen, die vorgefunden werden. Wissenssoziologisch gesprochen ist ‚Nation‘ als Wirklichkeitskonstruktion stets objektive Faktizität und subjektiv gemeinter Sinn zugleich. Sinnzuschreibung verlangt Auswahl aus dem, was man als vorhanden erkennt. Dieses Auffinden und die Auswahl, was man daraus in die eigene Nationskonstruktion einbauen will, steuert der Mensch, aber er wählt aus Vorhandenem. Er erfindet, indem er auffindet.<sup>23</sup> Seine Erfindung ist immer auch Auffinden im Reservoir des historisch Vorgegebenen. Und dieses Vorgegebene konstruieren beide, Ernest Renan und Elias Canetti, als ein machtvolles Zwangsgehäuse, aus dem nur sehr schwer auszubrechen ist.

Für Ernest Renan mag diese Feststellung überraschen, denn schließlich ist er der Schöpfer des Wortes ‚die Nation – ein tägliches Plebis-

<sup>22</sup> *Elias Canetti*, *Die gerettete Zunge. Geschichte einer Jugend*. Frankfurt am Main 1979, 107.

<sup>23</sup> Darauf aufmerksam gemacht hat auch *Ernst Schulin*, *Weltbürgertum und deutscher Volksgeist. Die romantische Nationalisierung im frühen neunzehnten Jahrhundert*, in: Bernd Martin (Hrsg.), *Deutschland in Europa*. München 1992, 105–125, 109.

zit<sup>24</sup>, eine Formel, die sich verselbständigt hat und stets zitiert wird, wenn es gilt, das westeuropäische und nordamerikanische Nationsverständnis – die Nation als Staatsbürgernation – von anderen Deutungen abzuheben, vor allem von denen, die Nation an ‚objektive‘ Kriterien binden wollen. So hob und hebt man in Deutschland und in den ost- und ostmitteleuropäischen Staaten vor allem auf die Abstammung ab, wobei dieses Kriterium im einzelnen sehr unterschiedlich ausgefüllt wird, sei es über die Sprache, die Geschichte, die Religion oder biologisch. ‚Staatsbürgernation‘ zielt hingegen nicht auf Abstammungsgemeinschaft, sondern auf eine politische Gemeinschaft, zu der man sich als Staatsbürger bekennt: In sie kann man durch eigenen Willensentscheid eintreten, und man verläßt sie, wenn man aus dem Staatsverband ausscheiden will. Für diese Idee der Staatsbürgernation als tägliches Bekenntnis, als ständige Neuschöpfung kraft Zustimmung durch jeden einzelnen, steht der Name Ernest Renan. Diese demokratische Vision, ein Geschöpf der Französischen Revolution, hat sich sprachlich kristallisiert in Renans berühmter Metapher: die Nation – „ein Plebiszit, das sich jeden Tag wiederholt“.

Aber das ist nur die eine Seite von Ernest Renans Antwort auf seine Frage „Was ist eine Nation?“ Er erklärt zunächst, was sie nicht ist. Keine Abstammungsgemeinschaft im Sinne einer Rassengemeinschaft; keine Ethnonation, würde man heute sagen. Die Menschengeschichte habe nichts mit Zoologie zu tun. Und die Deutschen, so warnt er, welche „die Flagge der Ethnographie so hoch halten“, würden noch erleben, daß die Slawen diese Waffe gegen sie richten werden, wenn sie Dorfnamen in Sachsen und der Lausitz erforschen und „Rechenschaft für die Gemetzel und Massenverkäufe fordern“, die ihren Vorfahren angetan wurden. „Es ist für alle gut, vergessen zu können.“<sup>25</sup> Nation als eine Vergessensgemeinschaft, um das erinnern zu können, was vereint.

Nation, fährt Renan fort, ist auch keine Sprachgemeinschaft. Der Wille zusammenzuleben, sei wichtiger. Er verweist auf die Schweiz. Dann korrigiert er aber die Geschichte kräftig, indem er auch Frankreichs Sprachpolitik paßförmig macht. Frankreich, behauptet er, habe

<sup>24</sup> Die deutsche Übersetzung der folgenden Zitate stammt stets von *Henning Ritter* in: Renan, Nation (wie Anm. 18), 41–58. Das französische Original wird zitiert nach: *Œuvres Complètes de Ernest Renan. Édition définitive établie par Henriette Psichari*. 2 Vols. Paris 1947, Vol. 1, 904: „plébiscite de tous les jours“; Übersetzung *Ritter*, 57: „ein Plebiszit, das sich jeden Tag wiederholt“.

<sup>25</sup> Renan, Nation (wie Anm. 18), 51.

„niemals versucht [...], die Einheit der Sprache mit Zwangsmaßnahmen durchzusetzen“. In jeder Geschichte über die Sprachpolitik der Französischen Revolution oder die Schulverwaltung im 19. Jahrhundert kann man das Gegenteil nachlesen. Die Revolution erkannte ihre Feinde auch an der Sprache, und die Schule erzog streng zum Französischen, das in der Metropole Paris gesprochen wurde. Wer es nicht beherrschte, galt nicht als national vollwertiger Staatsbürger.<sup>26</sup>

Renan löste sich also von der administrativen und der gesellschaftlichen Praxis in Frankreich, als er seine Vorstellung von Nation definierte. Sie sei keine Sprachgemeinschaft und auch – das sind die weiteren Kriterien, die er ausscheidet – keine Gemeinschaft der Religion und keine „Gemeinschaft der Interessen“.<sup>27</sup> Letztere ergäbe einen Zollverein, mehr nicht. Die Nation beruhe schließlich auch nicht auf dem Territorium, das sie besitze oder als ihren Besitz beanspruche. Damit wendet sich Renan gegen einen Streitpunkt, der bis heute stets der häufigste Anlaß zu nationalen Kriegen ist: der Kampf um den ‚heiligen‘ Boden.

All dies will Renan aus dem Begriff Nation ausschließen: keine Gemeinschaft der Rasse, der Sprache, der Religion, der Interessen, der Geographie. Die Nation, so postuliert er, sei vielmehr ein „geistiges Prinzip“, das er zweifach verankert sah: in der Vergangenheit und in der Gegenwart. Jede Nation lebe aus dem „gemeinsamen Besitz eines reichen Erbes an Erinnerungen“<sup>28</sup> und aus dem Wunsch, dieses Erbe anzunehmen und weiterhin zusammenzuleben.

Der Wille zusammenzuleben erschafft in der Vorstellung Renans die Nation immer wieder aufs neue, als tägliches Plebiszit, doch dieses Ja zur Nation spreche der einzelne aus einer Tradition heraus, die Renan als ein Geschichtsgehäuse konstruiert, das der einzelne nicht einfach verlassen und nur schwer umbauen kann. Dieses Geschichtsgehäuse versteht er als ein kulturelles Werk des Menschen, erbaut aus dessen Deutungen, und in diesem Sinn erfunden, voll des Verschweigens und Vergessens und voller Irrtümer. Der „historische Irrtum spielt bei der Erschaffung einer Nation eine wesentliche Rolle“.<sup>29</sup> Doch das Geschöpf dieser Irrtümer und des Vergessens, der ständigen Um- und Neudeutungen, also das, was man Geschichte nennt – das Geschöpf

<sup>26</sup> Vgl. etwa *Brigitte Schlieben-Lange*, *Idéologie, révolution et uniformité de la langue*. Sprimont 1996.

<sup>27</sup> *Renan*, *Nation* (wie Anm. 18), 55.

<sup>28</sup> Ebd. 56.

<sup>29</sup> Ebd. 45.

dieser historischen Konstruktionsarbeit des Menschen ist die Nation als „der Endpunkt einer langen Vergangenheit von Anstrengungen, Opfern und Hingabe.“ Dieses Geschichtserbe sei das „soziale Kapital“ („le capital social“) – Renan thematisiert hier 1882, was Pierre Bourdieu als „kulturelles Kapital“ auf dem Weltmarkt der Deutungsformeln unserer Zeit eingeführt hat – „auf dem man eine nationale Idee gründet.“ Er fährt dann fort: „In der Vergangenheit ein gemeinsames Erbe von Ruhm und Reue, für die Zukunft ein gemeinsames Programm; gemeinsam gelitten, gejubelt, gehofft zu haben – das ist mehr wert als gemeinsame Zölle und Grenzen, die strategischen Vorstellungen entsprechen.“<sup>30</sup>

Eine Nation, faßt Renan schließlich seine Überlegungen zusammen, ist „eine große Solidargemeinschaft, getragen von dem Gefühl der Opfer, die man gebracht hat, und der Opfer, die man noch zu bringen gewillt ist. Sie setzt eine Vergangenheit voraus“, und sie muß den Willen aufbringen, Gegenwart und Zukunft gemeinsam gestalten zu wollen. Darauf bezieht sich sein so oft zitiertes Wort von der Nation als einem täglichen Plebiszit, das er ausdrücklich eine Metapher nennt. Gemeint ist der Wille, die Solidargemeinschaft als Erbe aus der Vergangenheit fortsetzen zu wollen. Aus diesem Willen, Geschichte als etwas Erfahrenes und damit immer auch Imaginiertes anzunehmen, lebe die Nation in die Zukunft hinein, nicht aus vermeintlich objektiv vorgegebenen Strukturen.

Als Geschöpf der Geschichte ist jede Nation sterblich. „Die Nationen sind nichts Ewiges. Sie haben einmal begonnen, sie werden einmal enden. Die europäische Konföderation wird sie wahrscheinlich einmal ablösen. Aber das ist nicht das Gesetz des Jahrhunderts, in dem wir leben. Gegenwärtig ist die Existenz der Nationen etwas Gutes, sogar Notwendiges.“<sup>31</sup> Denn sie „dienen [...] dem gemeinsamen Werk der Zivilisation“, jede Nation auf ihre Weise. Deshalb versteht Renan die Existenz der Nationen als die „Garantie der Freiheit, die verloren wäre, wenn die Welt nur ein Gesetz, nur einen Herrn hätte“.<sup>32</sup>

Ernest Renan – als Kronzeuge für das westliche Modell der Staatsbürgernation beliebt, weil seine bitteren Einsichten meist ausgeblendet werden – entwirft also die Nation als offen in die Zukunft hinein, doch

<sup>30</sup> Ebd. 56; Œuvres Complètes de Ernest Renan (wie Anm. 24), Vol. 1, 904.

<sup>31</sup> Renan, Nation (wie Anm. 18), 57 f.

<sup>32</sup> Ebd. 58.

in Bahnen, die von der Vergangenheit geschlagen wurden. Die moderne Nation erkennt er als ein Geschöpf der Geschichte mit allen Grausamkeiten, Gewalttaten und Kriegen, in denen sich Geschichte entwickelt hat. Die Nation hängt an den blutig-leidvollen Ketten der Vergangenheit. Wer diese Ketten lösen will, muß eine neue Vision bieten, die machtvoll genug ist, an die Stelle der alten zu treten. Renan hatte eine solche Vision, die er in anderen Schriften entwarf: die „Vereinigten Staaten Europas“ („d'États-Unis d'Europe“), verbunden in einem „pacte fédéral“<sup>33</sup>, der „das Nationalitätsprinzip durch das Princip der Föderation regulirt“<sup>34</sup>.

Diese Hoffnung Renans auf ein konföderiertes Westeuropa, multinational zusammengesetzt, läßt ihn unserer Gegenwart geeignet erscheinen, sich auf ihn zu berufen. Denn auch Renan suchte im Jahrhundert der Nationalstaatsgründungskriege<sup>35</sup> nach einer Möglichkeit, die Gewaltbereitschaft der Nationen und ihrer Staaten zu dämpfen. Dabei wird jedoch geflissentlich übersehen, daß selbst diese Suche nach einer Pazifizierung kriegsbereiter Nationen auf Herrschaft zielte. Nationen, meinte Renan, werden ihrer selbst bewußt „nur unter dem Druck des Auslands“. So habe sich die französische Nation „erst unter der Bürde der englischen Herrschaft“ geformt, und Frankreich sei seinerseits „zur Geburtshelferin der deutschen Nation“ geworden.<sup>36</sup> Und nun, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, sah er das westliche Europa in dreifacher Weise herausgefordert: durch Nordamerika, durch „die weite östliche Welt, der man keine übertriebenen Hoffnungen hegen lassen sollte“<sup>37</sup>, und vor allem durch den „Islamismus“, den er als „die

<sup>33</sup> *Ders.*, Der deutsch-französische Krieg (1870), in: ebd. 78; *Œuvres Complètes de Ernest Renan* (wie Anm. 24), Vol. 1, 429.

<sup>34</sup> Brief Renans v. 13. 9. 1870 an D. F. Strauss, in: *Renan*, Nation (wie Anm. 18), 104; *Œuvres Complètes de Ernest Renan* (wie Anm. 24), Vol. 1, 446.

<sup>35</sup> Burkhardt hat die frühneuzeitliche „Bellizität Europas“ u. a. damit begründet, daß es keine „Staatenkriege“, sondern „Staatsbildungskriege“ waren (*Johannes Burkhardt*, Die Friedlosigkeit der frühen Neuzeit. Grundlegung einer Theorie der Bellizität Europas“, in: ZHF 24, 1997, 509–574; *ders.*, Der Dreißigjährige Krieg. Frankfurt am Main 1992, 27). Dieser Begriff läßt sich auf die europäischen Kriege des 19. Jahrhunderts übertragen: „Nationalstaatsgründungskriege“.

<sup>36</sup> *Renan*, Der deutsch-französische Krieg (wie Anm. 33), 63; *Œuvres Complètes de Ernest Renan* (wie Anm. 24), Vol. 1, 414.

<sup>37</sup> *Renan*, Der deutsch-französische Krieg (wie Anm. 33), 60; *Œuvres Complètes de Ernest Renan* (wie Anm. 24), Vol. 1, 410.

vollkommene Negation Europas“ verstand<sup>38</sup>. Doch die „Zukunft gehört Europa, und nur Europa.“ Renan sprach vom Triumph des „indoeuropäischen Geistes“ und vom „endgültigen Siegeszug Europas“.<sup>39</sup> Dazu bedürfe Europa einer Konföderation, geführt durch Frankreich, Deutschland und England – „eine unbezwingbare Trinität, die die Welt, und vor allem Rußland, mit den Mitteln des Geistes auf die Pfade des Fortschritts führen würde“.<sup>40</sup>

Der Kronzeuge für das westliche Modell einer Staatsbürgernation als Willensgemeinschaft, die sich immer wieder neu konstituiert, indem sie Ja zu sich selber sagt, entwirft also eine Vorstellung von Nation, in deren Geschichte und in deren Zukunft dem Gestaltungsspielraum durch die Menschen klare Grenzen gezogen sind. Der Mensch entscheidet, wie das Erbe der Vergangenheit gedeutet wird, indem er neue Ziele und Wege dahin erfindet, aber durchsetzen werden sich diese Zukunftsentwürfe nur, wenn sie die Macht gewinnen, sich gegen konkurrierende Ziele und Mächte zu behaupten. Die Nation ist auch für Renan eine Machtgemeinschaft. Weil nach seiner Überzeugung die historisch entstandenen Nationen nicht mehr ausreichen, um Europas Position im globalen Wettbewerb um Macht zu verteidigen, wirbt er für ein konföderiertes Europa, um gegenüber den USA, Rußland und den Staaten des Islams die Vormacht der Welt bleiben zu können. Renans transnationale Europavision entwirft Europa als Machterhaltungsunion mit klaren Außengrenzen.

Die Nation als Machtmaschine – diese Deutung Ernest Renans teilt Elias Canetti voll und ganz, wenngleich er ihn nicht erwähnt. Das Zeitalter der Massen, das er betrachtet, steht für Canetti unter dem „Furor der Vermehrung“<sup>41</sup>, wie er den Hauptzug des 20. Jahrhunderts nennt. Als fortschrittlich gilt nur, was expandiert. Wachstum ist Fortschritt, Fortschritt erweist sich im Wachstum. Unter diesem Diktat sieht Ca-

<sup>38</sup> *Ernest Renan*, *Der Beitrag der semitischen Völker zur Geschichte der Zivilisation* (1862), in: ders., *Nation* (wie Anm. 18), 152.

<sup>39</sup> Ebd. 153; *Œuvres Complètes de Ernest Renan* (wie Anm. 24), Vol. 2, 333: „L’avenir, Messieurs, est donc à l’Europe, et à l’Europe seule.“

<sup>40</sup> *Renan*, *Der deutsch-französische Krieg* (wie Anm. 33), 70; *Œuvres Complètes de Ernest Renan* (wie Anm. 24), Vol. 1, 421.

<sup>41</sup> *Elias Canetti*, *Masse und Macht*. Frankfurt am Main 1980 (1. Aufl. Düsseldorf 1960), 524.



netti auch die Rolle der Nationen.<sup>42</sup> Nationen sind Vermehrungsmaschinen. Deswegen konkurrieren sie und führen Krieg gegeneinander.

Wie Nationen entstehen, untersucht Canetti nicht. Er fragt, was sie zusammenhält und von den anderen abgrenzt. Sein Antwort: Nationen halten zusammen, weil sie als Masse konstruiert sind und durch ein „Massensymbol“ verbunden werden. Wie Renan lehnt auch Canetti die üblichen Kriterien zur Definition von Nation ab, etwa das gemeinsame Territorium oder die Geschichte und die Sprache. Der normale Mensch kämpfe nicht für „ein Wörterbuch, das hinter ihm steht“, und was er von der Geschichte wisse, sei „jenseits von allem, was der ordentliche Historiker unter Geschichte versteht“.<sup>43</sup> Um sich als Teil einer Nation zu fühlen, müsse man in Beziehung zu dem „Massensymbol“ stehen, das die Nation zusammenfügt, indem es ihr einen gemeinsamen Kern stiftet, auf den hin das gesamte Leben ausgerichtet werde. Dieses Massensymbol könne sich verändern, dann ändere sich auch „das Selbstbewußtsein einer Nation“.<sup>44</sup> Heute würde man sagen: ihre Identität.

Was Canetti unter Massensymbol versteht, ist also veränderlich, steht aber nicht einfach dem Zugriff des Menschen offen. Er kann es nicht erfinden, wenn er etwas Neues will. Es müßte sich vielmehr das gesamte Wertemuster der Nation ändern. Denn das meint Canetti mit dem spezifischen Massensymbol, das jede Nation besitze, das sie zusammenhalte und von anderen abgrenze: ein Wertemuster, das auf die Lebensweise der jeweiligen Nation zugeschnitten ist. Das Massensymbol der Engländer sei das offene Meer; das der Holländer der Deich, hinter dem das Land dem Meer abgerungen wird; das Massensymbol der Franzosen hingegen sei die Revolution.

Unter dem Blick des Historikers sind solche Symbolzuschreibungen hochgradig spekulativ<sup>45</sup>, aber sie heben doch etwas Wichtiges hervor: Im Kern ist die Nation eine Wertegemeinschaft. Sie ist deshalb auf Ausdeutung dieser Werte angewiesen, immer wieder aufs neue im Leben des einzelnen und des Kollektivs Nation. Deutung verändert, in-

<sup>42</sup> Ebd., Kapitel „Masse und Geschichte“, 185 ff.

<sup>43</sup> Ebd. 186 f.

<sup>44</sup> Ebd. 187.

<sup>45</sup> Allerdings nicht spekulativer als das historische Mythenarsenal, aus dem die Nationen ihre Selbst- und Fremdbilder schöpfen. Wie 17 europäische Nationen und die USA im 19. Jahrhundert sich und andere gesehen haben, demonstrieren die Beiträge in: *Monika Flacke* (Hrsg.), *Mythen der Nationen: Ein europäisches Panorama*. München/Berlin 1998, 2. Aufl. München 2001.

dem sie den nationalen Wertehaushalt neuen Situationen anpaßt, aber sie erfindet nicht etwas gänzlich Neues. Der Deutungskorridor, der Erfindern offen steht, ist begrenzt. Wenn er dauerhaft verlassen wird, verändert die Nation ihren Charakter. Es entsteht eine neue Nation, weil sie sich anderen Werten als zuvor verschreibt, mit einem anderen Massensymbol.

Genau dies diagnostiziert Elias Canetti in der deutschen Geschichte. Das Massensymbol der deutschen Nation sei das Heer.<sup>46</sup> Aus dem Heer sei die Einheit der deutschen Nation hervorgegangen, ihm sei der deutsche Nationalstaat von 1871 als Kriegsgeburt zu verdanken. Das Verbot der allgemeinen Wehrpflicht unter dem Diktat der Niederlage im Ersten Weltkrieg habe man deshalb als einen Angriff auf das Allerheiligste der deutschen Nation empfunden. „Für den Deutschen bedeutet das Wort ‚Versailles‘ nicht so sehr die Niederlage, die er nie wirklich anerkannt hat, es bedeutete das Verbot der Armee; das Verbot einer bestimmten, sakrosankten Übung, ohne die er sich das Leben schwer vorstellen konnte. Das Verbot der Armee war wie das Verbot einer Religion. Der Glaube der Väter war unterbunden, ihn wiederherzustellen war jedes Mannes heilige Pflicht.“<sup>47</sup> Daß die demokratische Republik diese Pflicht nicht erfüllen konnte, habe sie mit dem Makel befleckt, aus der Tradition der deutschen Nation herauszutreten – im Gegensatz zum Nationalsozialismus, der die allgemeine Wehrpflicht wieder einführte und damit die Deutschen mit sich selbst, mit ihrem nationalen Selbstverständnis versöhnt habe. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg – so läßt sich Canettis Argumentation weiterdenken; er selber macht das nicht – brachen die Deutschen bewußt mit diesem nationalen Wertehaushalt und seinem zentralen Symbol. Das Militär wurde nun trotz der bald wieder eingeführten allgemeinen Wehrpflicht aus seiner Zentralstellung verdrängt. Mit anderen Worten: Die deutsche Nation habe sich neu erschaffen, erfunden, weil sie von ihren früheren Zentralwerten und deren Symbolisierung abrückte. Hier wäre der Begriff der Erfindung in einem strengen Sinn angemessen, nicht als bloße Metapher für Veränderungen aller Art, die es im geschichtlichen Prozeß ständig gibt.

<sup>46</sup> Als zweites Massensymbol der deutschen Nation nennt Canetti den Wald. Darauf gehe ich hier nicht ein.

<sup>47</sup> *Canetti*, Masse und Macht (wie Anm. 41), 200.

## III.

Elias Canettis Deutung der Kontinuitäten und Brüche in der Geschichte der deutschen Nation sind ein geeigneter Ausgangspunkt, um einen Blick darauf zu werfen, welche Bilder von deutscher Nation es gab und gibt, wie sie konstruiert, umgedeutet und vielleicht auch neu erfunden wurden. Einen passenden Ausgangspunkt bieten Canettis Überlegungen insofern, weil sich zeigen läßt, daß seine Vorstellung vom symbolischen Zentrum der deutschen Nation und ihres spezifischen Wertsystems selber eine Erfindung ist, sogar eine relativ junge Erfindung, eine radikale Umdeutung der deutschen Geschichte, die so erfolgreich war, daß heute noch das deutsche Geschichtsbild und die nationale Politik darauf ausgerichtet sind: auf den deutschen Nationalstaat, wie es ihn erst seit 1871 gibt. Entgegen dem wirkungsmächtigen Geschichtsbild, das in Deutschland weiterhin dominiert und auch Canetti geteilt hat, ist 1871 jedoch ein junges Datum in der langen Geschichte der deutschen Nation.<sup>48</sup> Dieses Geschichtsbild konnte so überzeugend wirken, weil es ältere nationale Traditionen, die nicht auf einen gemeinsamen Nationalstaat aller Deutschen zuliefen, nicht ausgelöscht, sondern – viel wirksamer – durch Einverleibung neu ausgerichtet hat. Es hat sich die älteren andersartigen Traditionen angeeignet durch Umdeutung der Geschichte, durch Erfindung, indem der Vergangenheit ein neuer Sinn eingestiftet wurde. Was ist geschehen damals um 1870?<sup>49</sup>

Alle modernen Nationen stiften sich mit ihren Gründungsmythen eine historische Tradition, die das Neue als Wiederkehr oder Vollendung des Alten ausweist. In Deutschland umfaßt diese Geschichtskonstruktion sogar den Namen, den der Nationalstaat 1871 erhielt: Deutsches Reich. Indem das junge Geschöpf den alten Namen ‚Reich‘

<sup>48</sup> Koselleck betont ebenfalls die föderale Struktur der deutschen Geschichte gegenüber der nationalen. Er sieht jedoch die deutsche Nation „1871 erstmals und übermütig in Erscheinung“ treten (*Reinhard Koselleck*, *Deutschland – eine verspätete Nation?*, in: ders., *Zeitschichten*. Frankfurt am Main 2000, 358–379, 370). Die Idee einer deutschen Förderativnation ist jedoch älter; 1871 wird sie umgeformt. Vgl. die Beiträge in: *Dieter Langewiesche/Georg Schmidt* (Hrsg.), *Föderative Nation. Deutschlandkonzepte von der Reformation bis zum Ersten Weltkrieg*. München 2000.

<sup>49</sup> Die folgenden Überlegungen werden breiter dargelegt in: *Dieter Langewiesche*, *Vom Wert historischer Erfahrung in einer Zusammenbruchsgesellschaft: Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert*, in: *Berliner Journ. für Soziologie* 9, 1999, 303–311.

annahme und sein Oberhaupt ‚Kaiser‘ nannte, beanspruchte es, eine Vergangenheit zu erneuern, mit der es brechen mußte, um ins Leben treten zu können. Das neue Reich stellte sich zwar in die Tradition des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation“, doch es schuf etwas gänzlich Neues. Das vielstaatliche alte Reich war in seiner staatlichen Gestalt das Gegenbild des neuen Reiches: ein „System komplementärer Staatlichkeit“<sup>50</sup>, das zwar bestimmte Staatsaufgaben erfüllte, vor allem die Bestandssicherung bei innerer und äußerer Bedrohung, jedoch nicht die Herrschaftsrechte beim Kaiser konzentrieren konnte. Deshalb vermochte sich im Gegensatz zu den Modell-Nationen des Westens, vor allem Frankreich und England, die Idee ‚deutsche Nation‘ als politische Kraft nicht mit einem Staat zu verbinden, der mächtig genug gewesen wäre, die Herrschaftskonkurrenten zu unterwerfen und Nation und Staat zusammenzuführen. Dies gelang erst 1871.

Das neue Reich wurde gegen die Tradition des alten gegründet. Auch wenn die Gründungsmythen, die den jungen Nationalstaat durch ein hohes Alter zu adeln suchten, erfolgreich das Gegenteil ins kollektive Gedächtnis der Deutschen einschrieben. Und das bis heute. Unter den Kontinuitätskonstruktionen waren zwei Hauptlinien am wirkungsmächtigsten: eine preußische, die schon im Alten Reich Preußen als staatlichen Kristallisationskern der deutschen Nation erkennt, und eine ‚völkische‘, die bis zu den Germanen zurückführt.<sup>51</sup> Eine Zentralisierung herrschaftlicher Macht, wie sie der Nationalstaat seit 1871 ermöglichte, hatte es jedoch allen Kontinuitäts- und Ursprungsmythen zum Trotz in der deutschen Geschichte nie zuvor gegeben. Den Konzentrationsprozeß frühneuzeitlicher Staatsbildung hatte unter dem Dach des Alten Reiches eine schier unüberschaubare Zahl unterschiedlichster Herrschaftsgebilde überlebt. Sie wurde zwar stark verringert, als der Schutzschild ‚Kaiser und Reich‘ zu Beginn des 19. Jahrhunderts zerbrach, überdauerte jedoch als Grundmuster deutscher Staatlichkeit im Deutschen Bund bis zu dessen Ende 1866. Diese staatenbündisch-föderale Tradition des alten Reiches endete erst mit dem Nationalstaat – ein Wort, das selbst noch 1848/49, als erstmals die Gründung eines solchen

<sup>50</sup> *Georg Schmidt*, *Geschichte des Alten Reiches. Staat und Nation in der Frühen Neuzeit 1495–1806*. München 1999, 40 ff.

<sup>51</sup> Zur ersten Linie s. vor allem die Studien von *Wolfgang Hardtwig*, *Nationalismus und Bürgerkultur in Deutschland 1500–1914*. Göttingen 1994; zur zweiten Linie insbes. *Klaus von See*, *Barbar, Germane, Arier. Die Suche nach der Identität der Deutschen*. Heidelberg 1994.

Staates zu gelingen schien, in der politischen Sprache der Deutschen nicht gängig war. Die Staatsenvielfalt, in der sich die deutsche Nation als eine föderative bis dahin eingerichtet hatte, ging 1871 in einen innerstaatlichen Föderalismus über.<sup>52</sup> Er trug wesentlich dazu bei, den Bruch mit der Geschichte in der Gestalt des Nationalstaates für die Menschen erträglich zu machen.

Den Blick auf diese Zäsur zu lenken, bewahrt davor, das bis heute vorherrschende Geschichtsbild, das den Nationalstaat als die Erfüllung deutscher Geschichte preist, für bare historische Münze zu nehmen. Zeitgenossen, vor allem diejenigen, die nationale Einheit nicht in dieser staatlichen Form gewollt hatten, faßten die Veränderungsgewalt des Neuen in die Formel „Revolution von oben“. In vier Bereichen ist dieser in Kriegen vollendete Geschichtsbruch in Form des deutschen Nationalstaates am deutlichsten zu erkennen:

1. Deutschland schrumpfte territorial, indem die alte deutsche Kaisermacht Österreich aus der deutschen Geschichte ausschied. Was heute kaum mehr erwähnenswert erscheint, wurde damals als eine radikale Trennung von der eigenen Geschichte empfunden. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde in dem nochmals verkleinerten Deutschland und in dem zum Kleinstaat reduzierten Österreich der Wunsch, die nationalstaatliche Trennung von 1867 aufzuheben, revitalisiert. Das nationalsozialistische Deutschland konnte daran anknüpfen, zerstörte jedoch mit seiner Gewaltpolitik definitiv die alten historischen Klammern. Erst jetzt wurde Österreich zu einer eigenständigen Nation, die sich von den historischen Bindungen dezidiert abgrenzte.<sup>53</sup>

2. Deutschland wurde mit dem militärisch erzwungenen Ausscheiden Österreichs protestantischer als es je gewesen war. Die Katholiken gerieten zu einer Minderheit, die den Verlust des Alten nur langsam überwand. Für viele Katholiken begann also die Gründung des deutschen Nationalstaates mit dem Zusammenbruch des Vertrauten, wäh-

<sup>52</sup> Zu dieser Deutung der deutschen Nationalgeschichte s. *Dieter Langewiesche*, Föderativer Nationalismus als Erbe der deutschen Reichsnation: Über Föderalismus und Zentralismus in der deutschen Nationalgeschichte, in: ders., *Nation* (wie Anm. 14), 55–79.

<sup>53</sup> Umfrageergebnisse bei *Felix Kreissler*, *Der Österreicher und seine Nation*. Wien 1984. Vgl. auch *Richard G. Plaschka/Gerald Stourzh/Jean Paul Niederkorn*, *Was heißt Österreich? Inhalt und Umfang des Österreichbegriffs vom 10. Jahrhundert bis heute*. Wien 1995; *Gerard Stourzh*, *Vom Reich zur Republik. Studien zum Österreichbewußtsein im 20. Jahrhundert*. Wien 1990.

rend viele Protestanten sie als die staatliche Vollendung der Reformation feierten. Erst die territorialen Verluste nach dem Zweiten Weltkrieg beseitigten in der Bonner Republik das quantitative Gefälle zwischen Protestantismus und Katholizismus, das mit der Reichsgründung entstanden war. Die Berliner Republik markiert schließlich in der deutschen Konfessionsgeschichte eine weitere Zäsur, denn mit dem Ende der DDR wurde die starke Entkirchlichung der ostdeutschen Bevölkerung zu einem gesamtdeutschen Erbe, das der gescheiterte Sozialismus hinterließ.<sup>54</sup>

3. Auf dem Weg zum Nationalstaat gingen einige traditionsreiche deutsche Staaten unter. Auch dies ist im heutigen Geschichtsbewußtsein meist nicht mehr aufbewahrt. Damals war es jedoch ein verstörender Einschnitt. Die neue Hegemonialmacht Preußen erzwang 1866 militärisch, was in der Revolution von 1848/49 nur eine kleine Gruppe radikaler Republikaner zu fordern gewagt hatte: Dynastische Legitimität wurde dem Ziel der nationalen Einheit untergeordnet, als im deutschen „Bruderkrieg“, wie ihn die Zeitgenossen nannten, der Sieg Preußens nicht nur den Deutschen Bund beendete, sondern auch einige deutsche Staaten auslöschte. Das haben viele lange nicht vergessen.

4. Die Geschichte der bürgerlichen Demokraten als einer eigenständigen parteipolitischen Kraft neben Liberalen und Konservativen endete mit der Gründung des Nationalstaates plötzlich und dauerhaft. Die bürgerlichen Demokraten, die 1848/49 zur stärksten politischen Kraft in Deutschland geworden waren, hatten ihren Schwerpunkt im Süden und Südwesten, wo sie sich in den sechziger Jahren als unerbittliche Gegner einer „Verpreußung“ Deutschlands profilierten. Diese Haltung bewahrten sie auch nach 1866, als sie sich weigerten, den Norddeutschen Bund als eine Durchgangsstation zum kleindeutsch-preußischen Nationalstaat hinzunehmen. Der emotionalen Überwältigung durch den Einigungskrieg gegen Frankreich auch in den Kernräumen antipreußischer Gesinnung hatten sie jedoch nichts entgegenzusetzen. Mit ihrem „ceterum censeo borussiam esse delendam“ – eine Formel, mit welcher

<sup>54</sup> Zum Verhältnis von Katholizismus und Nation s. mit weiterer Literatur *Barbara Stambolis*, Nationalisierung trotz Ultramontanisierung oder: „Alles für Deutschland. Deutschland aber für Christus“. Mentalitätsleitende Wertorientierung deutscher Katholiken im 19. und 20. Jahrhundert, in: HZ 269, 1999, 57–97, sowie in zeitlich weiterer Perspektive und auch die anderen Konfessionen berücksichtigend die Beiträge in: *Heinz-Gerhard Haupt/Dieter Langewiesche* (Hrsg.), Nation und Religion in der deutschen Geschichte. Frankfurt am Main 2001.

der württembergische Demokrat Ludwig Pfau<sup>55</sup> alle begeisterte, die Preußen als zu groß für ein demokratisches Deutschland ansahen – gehörten sie 1870 zu den Besiegten. Von dieser Niederlage haben sich die bürgerlichen Demokraten nie wieder erholt.

Die Widerstände gegen einen preußisch geführten kleindeutschen Nationalstaat konnten bei vielen erst durch den emotionalen Zwang zur Einigkeit im Krieg gegen Frankreich gebrochen werden. Es war eine Art Resignation in die Geschichte, die nur noch den einen Weg zuzulassen schien: den Nationalstaat als Frucht des Krieges an der Seite Preußens. Die Geburt des preußisch-protestantisch beherrschten Nationalstaates aus dem Krieg versperrte Alternativen auf dem Weg zur nationalen Einheit, um die bis kurz zuvor innerhalb der Nationalbewegung und zwischen den deutschen Staaten noch gerungen worden war. Wie schwer jedoch die Zustimmung fallen konnte, läßt Friedrich Theodor Vischer<sup>56</sup> erkennen, als er sich 1870 in einer Wahlrede von der demokratischen Volkspartei abwandte, die von diesem Nationalstaat nur ein vergrößertes Preußen befürchtete, das mit seinem Gewicht alle Versuche, Deutschland zu einer parlamentarischen Demokratie zu entwickeln, zu ersticken drohe. Während die Demokraten, als sie sich mit ihrer Politik der Verweigerung nicht durchsetzen konnten, die Parole „Im Reich wider das Reich“ ausgaben, gehörte Vischer zu denen, die nun bejahten, was sie so nicht gewollten hatten, da sie erkannten, den von ihnen erstrebten Nationalstaat, geplant als „freie Verständigung der Glieder und Stämme der Nation in einem Parlament“, nicht verwirklichen zu können. „Ja, es ist ungeleugnet, Preußen hat im Jahr 1866 schuldvoll gehandelt, aber die Ströme von Blut, die Preußen selbst jetzt vergossen hat, haben beim Himmel! diese Schuld gesühnt. [...] ein heiliger Krieg sühnt einen unheiligen, ein gerechter Krieg für das Vaterland und alle Güter des Lebens sühnt die Schuld eines ungerechten“. Jetzt sei der „Gesinnungswechsel“ nationale Pflicht. Die „Einigkeit“ nicht in eine dauerhafte „Einheit“ zu verwandeln, hieße, die toten Krieger um „Früchte ihrer Blutarbeit zu betrügen“.

Doch selbst noch Vischers leidenschaftlicher Appell, nicht erneut wie 1848 die „große Stunde wieder ungenutzt vorübergehen“ zu lassen,

<sup>55</sup> Geäußert 1864 in einer Serie von Zeitungsartikeln, erneut abgedruckt in: *Ludwig Pfau*, Politisches und Polemisches. Stuttgart 1895, 16.

<sup>56</sup> *Peter Wende* (Hrsg.), Politische Reden. Bd. 2: 1869–1914. Unt. Mitarb. v. *Inge Schlotzhauer*. (Bibliothek der Geschichte und Politik, 25.) Frankfurt am Main 1990, 28–46; dort alle folgenden Zitate.



enthüllte den Widerwillen derer, die sich fügten, weil sie den „Führerberuf“ Preußens im Krieg bewährt sahen. Daß ein Teil der Nation sich anmaße, über allen anderen zu stehen, sei „unnatürlich“, aber harte Tatsache, der man sich zu beugen habe. Die Geschichte lasse sich nun einmal nicht „mit dem Lineal im Kopf“ begradigen; sie „macht eben andere Wege. Preußen ist zu mächtig, um sich mit uns und neben uns unter eine Gesamtregierung Deutschlands zu stellen, und die Form für eine solche läßt sich, wie die Erfahrung bewiesen hat, nicht finden.“ Preußens Macht und Größe als Hindernis gegen einen „Bundesstaat“ gleichberechtigter Glieder nahm Vischer hin als „ein in den Dingen liegendes Gesetz, das wir einmal nicht ändern können“. Bürgerliche Demokraten und auch Sozialdemokraten wie Wilhelm Liebknecht trieb hingegen die Furcht um, dieses Preußen werde alle Wege zu einer Demokratisierung des deutschen Nationalstaates blockieren, wenn es ihn erst einmal im Griff habe. Frei von dieser Sorge war auch Vischer nicht. Kein Zweifel, gestand er ein, „daß Preußen noch nicht auf der Höhe steht, auf der es als ein moderner Staat stehen sollte“; kein Zweifel auch, ein anderes „Übel der traurigsten Art“, das Junkertum“, müsse auf den deutschen Süden, „wo Adel und Bürgertum schlicht und unbefangen miteinander verkehren und die Geburt kein Vorrecht im Staate begründet“, „höchst abstoßend“ wirken. Dagegen „sieht es in Preußen heute noch aus wie im Mittelalter“. Und dann die Verfassung des Norddeutschen Bundes und sein Militärgesetz, das eine viel zu lange Dienstzeit vorschreibe – „zwei saure Äpfel“, zu denen sich künftig auch noch steigende Steuern gesellen werden. Und dennoch: nicht noch einmal dürfe „die Wirklichkeit über das Knie des Ideals“ gebrochen werden. Das mißratene Sprachbild mag den Kummer des Ästheten und Literaten Friedrich Theodor Vischer bezeugen, einsehen zu müssen, nur Preußen sei fähig, „das Vaterland endlich aus der Lächerlichkeit und Schande, es nicht zur Einheit bringen zu können“, herauszuführen.

Das Ergebnis, der deutsche Nationalstaat in seiner preußisch-protestantisch geformten Gestalt, haben sehr viele nicht gewollt, weil es mit der Haupttradition deutscher Geschichte brach. Aber es wurde dann, als die Würfel gefallen waren, schnell akzeptiert. Das ist zum einen den Erfolgen dieses neuen Gebildes zu verdanken, denn der junge deutsche Nationalstaat entfaltete eine ungeheure Entwicklungsdynamik, die auch diejenigen versöhnte, die ihn bekämpft hatten. Wesentlich beigetragen zu dieser raschen Akzeptanz des Neuen hat aber auch, daß das Neue als Erfüllung der Geschichte gedeutet wurde. Daß die Geschichte



im ersten deutschen Nationalstaat zu einer nationalen Leitwissenschaft wurde, liegt nicht zuletzt daran, daß sie die Vergangenheit radikal umschreiben mußte, um die Deutschen mit ihrer gebrochenen Geschichte zu versöhnen. Österreich, die alte Kaisermacht, mußte als Hindernis und Preußen als Vollstrecker im Heilsplan deutscher Nationalgeschichte nachgewiesen und den Deutschen nahegebracht werden. Dazu wurde eine gigantische Maschinerie zur Erzeugung eines neuen Geschichtsbildes geschaffen – von wissenschaftlichen Arbeiten über Schulbücher bis zu den Nationaldenkmälern, die überall aufgestellt wurden, und vielem anderem.

#### IV.

Die deutsche Nation erfand sich, als sie staatlich geeint war, eine neue Geschichte, um diesen Geschichtsbruch als sinnvolles Ergebnis der Geschichte verstehen und rechtfertigen zu können. Möglich war das aber nur, weil man in der Vergangenheit Entwicklungsstränge erkennen konnte, die sich mit der Gegenwart verbinden ließen. Auch hier hieß also erfinden nicht völlige Neuschöpfung. Das hätte dem Neuen keine historische Weihe gespendet. Das Neue, die staatliche Einheit der deutschen Nation, mußte im Geschichtskostüm daherkommen. Das meint Erfindung der Nation: Die Geschichte wird neu eingekleidet, aber aus dem Fundus der Vergangenheit. Die neuen Geschichtskleider umhüllten den alten Kern so überzeugend, daß die meisten, die heute von deutscher Nation sprechen, den deutschen Nationalstaat meinen. Dieser junge Sproß deutscher Nationalgeschichte hat es geschafft, die Vergangenheit so umzudeuten, daß er als ihre Erfüllung erschien und damit auch die Zukunft vorgab. Die Wirkungsmacht dieses kaum mehr als ein Jahrhundert alten Bildes von deutscher Nationalgeschichte hat sich beim Zusammenbruch der DDR erneut bewährt.

Erfindung von Tradition, das zeigt sich hier erneut, ist kein Spiel von Intellektuellen und keine Berufsaufgabe von Historikern. Es ist ein Machtkampf, der über die Zukunft entscheiden will, indem er Vergangenheitsbilder durchsetzt. „Gedächtnisbilder“ hat der amerikanische Sozialphilosoph George H. Mead sie 1929 genannt. Mit ihnen suche jede Zeit erneut „ihren Platz in den konstruktiv gewonnenen Vergangenheiten menschlicher Gemeinschaften“ zu bestimmen. „Jede Generation schreibt ihre Geschichte neu – und ihre Geschichte ist die ein-

zige, die sie von der Welt hat.“<sup>57</sup> Doch dabei bleibt Mead nicht stehen. Er bestimmt „Geschichte“ in einer Weise, die zugleich eine gültige Antwort auf die Frage „Was heißt ‚Erfindung der Nation‘“ bietet: „Die Vergangenheit ist das, was gewesen sein muß, bevor es in der Erfahrung als eine Vergangenheit gegenwärtig ist.“<sup>58</sup>

### **Zusammenfassung**

‚Erfindung der Nation‘ ist zu einer modischen Formel abgesunken, die ein – vermeintliches – Hauptergebnis der neueren Forschung charakterisieren soll. Ihre Hochkonjunktur auf dem Wissenschaftsmarkt und in der Öffentlichkeit gründet jedoch im Vergessen älterer Einsichten. Sie werden hier erinnert und in die gegenwärtige Forschungslandschaft eingefügt. In einem zweiten Schritt werden dann die Überlegungen von Ernest Renan und Elias Canetti vorgestellt. Sie sahen in der Nation eine kollektive Konstruktion, verankert jedoch in einem historischen Zwangsgehäuse – keine ‚Erfindung‘, die sich Menschen ausdenken, in die Welt setzen und ebenso leicht wieder davon lösen könnten. In einem dritten Schritt wird, ausgehend von Canettis Deutung des symbolischen Zentrums der deutschen Nation, skizziert, was mit Blick auf die deutsche Geschichte ‚Erfindung der Nation‘ bedeutet – auch hier kein Spiel von Intellektuellen und keine Berufsaufgabe von Historikern, sondern ein Machtkampf, der über die Zukunft entscheiden will, indem er Vergangenheitsbilder durchsetzt. Diese „Gedächtnisbilder“, wie George H. Mead sie 1929 genannt hat, werden zwar ‚erfunden‘, doch wirken können sie nur, wenn sie das Neue im Fundus der Vergangenheit auffinden.

<sup>57</sup> *George H. Mead*, Das Wesen der Vergangenheit (1929), in: ders., *Gesammelte Aufsätze*. Hrsg. v. Hans Joas. Bd. 2. Frankfurt am Main 1983, 337–346, 344.

<sup>58</sup> Ebd. 341.